

Die andere Nacht

Was die Menschen von diesem Silvesterfest mit ins neue Jahr nehmen, ist eine Frage des Standpunkts. Unterwegs in Köln, wo man nach den Ereignissen vom vergangenen Jahr viel zu verteidigen hatte

VON SEBASTIAN FISCHER

Als das Jahr 2016 endlich vorbei ist, als das neue Jahr neue Bilder bringen soll, fliegt eine Rakete quer über den Bahnhofsvorplatz in Köln. Sie prallt ein paar Mal auf den Asphalt, Funken sprühen, Menschen springen zur Seite, kreischen, der Schütze jöhlt. Es ist eine Szene, wie sie sich tausendmal abspielt um kurz nach null Uhr an Silvester in Deutschland. Doch gewöhnlich ist sie trotzdem nicht. Kaum sieht man den Schützen, sieht man auch schon Polizisten in gelben Warnwesten, die ihn umringen, sie sind überall, einer dreht ihm die Arme auf den Rücken. Der Schütze ist seinem Aussehen nach ein Nordafrikaner.

Ein paar Sekunden später, weiter nach links, die Treppen hoch zum Dom, tanzt ein Mann ganz alleine auf der Stelle, setzt einen Fuß vor den anderen und zieht ihn wieder zurück, schwingt die Arme, ein wenig erinnert das an den berühmten Tanz von Carlton aus der Neunzigerjahre-Serie „Der Prinz von Bel-Air“. Der Mann trägt dabei Kopfhörer, wie sie Fußballer aufhaben, wenn sie aus dem Mannschaftsbus kommen: groß wie Donuts. Er hört gar nicht mehr auf zu tanzen, immer wieder dieselbe, alberne Bewegung. Die Leute lächeln ihn an, Polizisten stehen daneben. Der Tänzer ist seinem Aussehen nach ein Nordafrikaner.

Es ist eine Frage des Standpunkts, an welche Bilder sich die Menschen erinnern werden von dieser Silvesterfeier am Kölner Dom; dem Tatort, der vor einem Jahr das Land verändert hat, weil Hunderte Frauen Opfer sexueller Gewalt von Hunderten Männern wurden, die vor allem Nordafrikaner waren.

Die Fakten: Am Ende der letzten Nacht des Jahres 2016 wird die Polizei verkündet, dass das massive Aufgebot – 1500 Beamte in der Stadt, 300 Bundespolizisten an den Kölner Bahnhöfen – notwendig war. Weil wieder mehr als 600 junge Nordafrikaner in großen Gruppen da waren, die schon an den Bahnhöfen gestoppt wurden; weil fünf Frauen begrabscht worden sind. „Wir leben in Zeiten, in denen mehr Polizei benötigt wird, wenn die Leute friedlich feiern wollen“, wird Nordrhein-Westfalens Innenminister Ralf Jäger sagen. Das ist die eine Geschichte der Nacht. Die andere geht so: 50 000 Menschen haben am Dom Silvester gefeiert – und eigentlich ist sehr wenig passiert.

Es ist wohl auch eine Frage des Standpunkts, welche dieser Geschichten man mit ins Jahr 2017 nehmen möchte.

Als der Silvesterabend beginnt, geht die Kölner Oberbürgermeisterin Henriette Reker zum ersten Mal in dieser Nacht über den Roncalliplatz südlich des Doms. Reker lobt das Lichtkunstwerk, das aus Wörtern besteht, die die Kölner dem Lichtkünstler Philipp Geist schicken konnten, damit er sie auf den Boden und die Fassaden projiziert. „Integration“ ist zu entziffern, „Güte“, „Frieden“. Geist hat auch Kreide ausgelegt, Kinder sitzen auf dem kalten Boden und malen das Wort „Toleranz“. Reker spricht von einer „Atmosphäre, die den Kölner ihr Selbstbewusstsein zurückgibt“. Damit könnte Reker sogar ein wenig sich selbst meinen, nach diesem auch für sie nicht einfachen Jahr – Stichwort: Armlänge Abstand –, wenn sie nicht so ungerne über Gefühle sprechen würde.

Reker friert, sie hat eine Mütze auf und ihre Jacke mit Fellkragen bis ganz nach oben gezogen, doch sie nimmt sich genug Zeit, um noch mal zu erklären, was sie in den Tagen zuvor so oft erklärt hat: Wor-um es an diesem Abend geht. Silvester auf der Domplatte, das ist für Reker ein Feldzug. „Mir ist wichtig, dass die Kölner sich diesen Raum zurückerobert“, sagt sie.

Die Vorsängerin findet die Frauen noch zu lasch, sie verlangt: Lasst mal richtig die bösen Ladys raus

Es ist ein Symptom unruhiger Zeiten, wenn Politiker in friedlicher Absicht Worte wählen, die für den Krieg gedacht sind.

Zwei Tage vorher, im Severinsviertel, vom Dom knapp zwei Kilometer den Rhein hinunter, ist von unruhigen Zeiten eigentlich nichts zu spüren. Es sei kein einfaches Jahr für die Kölner gewesen, hatte Reker immer wieder gesagt. Und so viel wurde von draußen über die Stadt geschimpft. Doch hier, im Süden, das muss auch mal geschrieben werden, ist die Stadt nicht so hässlich und grau, wie viele sie beschrieben haben, die im Januar 2016 für Reportagen über die angeblich so gefährliche Stadt und über schlecht gelaunte Kölner herkommen und sich lieber schnell wieder in einen Zug gesetzt haben, bevor sie einen netten Kölner treffen konnten. In einer der engen Straßen am Rhein kleben an der Fensterfront einer Kirche Sterne aus Pergamentpapier, dahinter dreht sich ein Krippenkarussell, an der Wand hängen Porträts, Familien, Mütter und Töchter.

Im Saal probt zum ersten Mal der Gospelschor, der an Silvester auf der Domplatte auftreten wird. Eine typisch kölsche Geschichte eigentlich: Der Gemeindeführer hatte im November die Idee, mit seinem Chor bei der Silvesterfeier vorbeizukommen. Und bei der Stadt Köln waren sie ir-

gendwie froh, dass jemand eine Idee hatte. Wobei: Was typisch kölsch ist, das ist ja seit der Silvesternacht vom vergangenen Jahr auch nicht mehr so klar.

„Though the sorrow may last for the night“ heißt die Zeile, die sie gerade hier singen, ein Bibelvers: Auch wenn das Leid die ganze Nacht andauert. 150 Menschen sind gekommen, die meisten sind Frauen und zum ersten Mal in dieser Kirche; die Teilnahme am Chor ist offen für alle, die ein Zeichen setzen wollen. Doch die Frauen klingen der Vorsängerin noch etwas zu lasch. Vielleicht ist es Zufall, wie viel Symbolik in der Aufforderung steckt, die sie ihnen zuruft: „Lasst jetzt mal richtig die bösen Ladys raus.“

Vor einem Jahr hat es den Frauen nicht geholfen, dass sie böse wurden. Als Männer in Massen kamen, um sie zu bestehlen, zu begrabschen und zu befingern, waren sie hilflos. 662 Frauen haben Anzeige erstattet, weil sie Opfer eines sexuellen Übergriffs wurden, 28 Vergewaltigungen wurden angezeigt. Bislang wurden zwei Männer wegen sexueller Nötigung verurteilt. Zwei.

Je näher Mitternacht rückt, umso präsenter wird die Erinnerung an die grapschenden Männer

Wie soll das gehen, einen Raum zurückzuerobern, wenn das Unrecht, das dort geschah, nicht bestraft wurde? Funktioniert das, trotzig zu sein, ohne Vorurteile und Angst, nach diesem Jahr, zumal nach dem Anschlag in Berlin? Andererseits: Wenn es jemand vormachen kann, dann die lebensfrohen Kölner. Oder nicht?

Heike Christiani wohnt seit mehr als dreißig Jahren in Köln, sie mag die Stadt inzwischen mehr als ihre Heimat im Emsland, die sie nach der Schule zum Studieren verließ. Christiani, 50, Mutter eines Sohnes, Sozialarbeiterin, hat sich im November für den Chor angemeldet, weil sie unbedingt zum Dom wollte an Silvester. Um für ihre Lebensweise einzustehen. Und weil dort diesmal nicht geknallt werden durfte. Das vergangene Jahr hat etwas verändert in der Gesellschaft und in ihr, sagt sie: „Es gibt mehr Misstrauen dem Fremden gegenüber.“

Christiani, eckige Brille, blonder Pony, ist eigentlich immer die Trotzig gewesen, sie will sich nicht einschränken lassen, würde am liebsten ihr Fahrrad in der Stadt einfach abstellen, ohne es abzuschließen, wäre Köln nicht die Hauptstadt der Fahrrad-diebe. Sie hat im Januar, nach der Silvesternacht, einen Spruch bei Facebook gepostet, der ihre Haltung eigentlich ganz gut zusammenfasst, findet sie: „Selbst wenn ich nackt über die Domplatte laufe, mit einem 100-Euro-Schein auf der Stirn, und dabei La Paloma pfeife, hat mich niemand anzufassen.“ Doch im echten Leben überlegt sie jetzt trotzdem jedes Mal, ob sie ein Taxi anstatt der U-Bahn nimmt.

Der Silvesterabend 2016, 21.30 Uhr. Kardinal Rainer Maria Woelki hat im Dom eben gesagt, dass Köln für Mitmenschlichkeit steht, und erstmals seit langer Zeit haben die Menschen in der Kirche applaudiert. Oberbürgermeisterin Reker ist noch mal über die Domplatte gelaufen und hat noch mal die Lichtinstallation gelobt. Und Heike Christiani singt sich vor dem Dom-Hotel mit ihrem Chor gerade ein, als das, was das vergangene Jahr mit Deutschland angestellt hat, diese diffuse Verunsicherung, plötzlich, und sei es nur als Andeutung, erlebbar wird. Die Polizisten, die in Dreier-Teams über die Domplatte patrouillierten, das hatte zunächst nur grotesk gewirkt, angesichts nicht sichtbarer Gefahr.

Und jetzt: Die Polizei, die an diesem Abend am Dom so präsent ist, als würde Rosenmontag mit einer Meisterschaftsfeier des 1. FC Köln zusammenfallen, also so präsent wie nie, diese Polizei fordert zwei zusätzliche Hundertschaften an.

Auf dem Bahnhofsvorplatz, wo um diese Zeit ein Jahr zuvor das Chaos langsam seinen Lauf nahm, stehen eingekesselt von Polizisten ein paar Hundert Männer mit schwarzen Haaren. Einer trägt einen Schal des Kölner Eishockey-Klubs „Die Haie“ um den Hals und schimpft auf Arabisch, hinter ihm zeigt ein anderer das Victory-Zeichen, grinst und ruft „God bless Germany“. Die meisten aber stehen einfach nur da und wirken verloren, manche haben eine Armada an Raketen in ihren Rucksäcken. Obwohl ja seit Wochen in jedem Bericht über Silvester gesagt und geschrieben worden ist, dass Feuerwerk auf der Domplatte verboten sein wird.

Wo eben noch Langeweile war, bauen Fernseheteams ihre Kameras auf, es gibt jetzt ja plötzlich doch etwas zu sehen außer schönen bunten Wörtern auf Asphalt. Ein Polizist raunt, dass jetzt Schluss ist mit „Pillepalle“. Der frühere Bundespolizist Nick Hein, der demnächst als professioneller Kampfsportler Karriere machen will und vorher noch das Buch mit dem selbstentlarvenden Titel „Polizei am Limit“ geschrieben hat, ist für die Pro-Sieben-Feierabend-sendung „taff“ als Experte in Köln und spricht Sätze, die klingen, als berichte er von der Front. Er sagt: „Es wird Probleme geben.“ Auch der Polizeisprecher gibt ein Statement ab, spricht von Männern, die



Die Polizei war am Kölner Dom diesmal so präsent, als würde Rosenmontag mit einer Meisterschaftsfeier des 1. FC Köln zusammenfallen, also wie nie zuvor. Das drückte auf die Stimmung. Der Lichtkünstler Philipp Geist setzte dagegen auf die Kraft von Wörtern wie „Güte“ und „Frieden“. Aber auf einmal waren da wieder Hunderte junger Nordafrikaner am Hauptbahnhof, und ein Polizist sagt: „Jetzt ist Schluss mit Pillepalle.“

FOTOS: MAJA HITIJ/GETTY IMAGES, RONALD WITTEK/EPA, PATRIK STOLLARZ/JAP



optisch in das Raster derer fallen, die hier im letzten Jahr Probleme gemacht haben.“ Dazu twittert die Polizei: #PolizeiNRW #Silvester2016 #SicherInKöln: Am HBF werden derzeit mehrere Hundert Nafri überprüft. Infos folgen.

Nafri steht für Nordafrikaner, es ist eine nicht besonders freundliche Bezeichnung. Tags darauf weist die Polizei die Kritik zurück, sie habe Ausländer diskriminiert: Die Beamten hätten versichert, dass mit sendung „taff“ als Experte in Köln und spricht Sätze, die klingen, als berichte er von der Front. Er sagt: „Es wird Probleme geben.“ Auch der Polizeisprecher gibt ein Statement ab, spricht von Männern, die

in einer Reihe anstellen, ihre Personalien wer-

den aufgenommen und sie bekommen das, was die Polizei eine „Gefährder-Ansprache“ nennt: Benehmt euch, oder ab nach Hause. Es ist kaum zu sagen, was in diesem Moment skurril wirkt: Dass mitten in Deutschland Männer aufgrund ihres Aussehens als Straftäter verdächtigt werden. Oder dass diese Männer jetzt wieder in einer riesigen Gruppe dort stehen, wo vor genau einem Jahr eine riesige Gruppe von Männern Frauen missbraucht hat.

Am Hintereingang des Hauptbahnhofs, am Breslauer Platz, wo vor einhalb Jahren rechte Hooligans randalierten, das gleiche Bild: Männer mit schwarzen Haaren, manche verduzt, manche pfeifend, man-

che aggressiv. Der Marokkaner Azzedine El Montaser gehört zweifellos zu denen, die nicht wissen, was mit ihnen geschieht. Er erzählt von seinem Studium der Informationstechnik in Dortmund, viertes Semester. Er ist mit dem Auto nach Köln gekommen, mit der Bahn in die Innenstadt gefahren, trägt nur ein Cord-Sakko über dem Hemd bei minus zwei Grad Celsius. Er wollte das Feuerwerk am Rhein sehen, dann feiern gehen. „Gut, dass so viel Polizei hier ist“, sagt er, wegen der Vorfälle vor einem Jahr. Aber dass er nun draußen in der Kälte in einer Schlange vor einem Polizeiwagen anstehen muss, um sich auszuweihen, anstatt noch schnell einen Burger

bei McDonald's zu essen, findet er eher nicht so gut. Der Polizist, der dazukommt, sagt: „Vielleicht waren Sie zur falschen Zeit am falschen Ort.“

Drei Iraker, Flüchtlinge, sind aus Mönchengladbach angereist, auch sie wollten feiern. Ausgerechnet heute, ausgerechnet in Köln? Warum denn nicht?, fragen sie zurück. Köln sei doch schön.

Um 22 Uhr wird der erste Mann, der laut Polizei optisch in das Problem-Raster fällt, abgeführt. Er hat einem anderen Mann, der optisch in das Problem-Raster fällt, die Nase blutig gehauen.

Auf der anderen Rheinseite, am Deutzer Bahnhof, holt die Polizei rund 300 Männer, die wie Nordafrikaner aussehen, aus dem Zug. Die Gruppe, die nicht weiterfahren darf, geht Richtung Rheinufer. Die Polizei läuft mit.

Je näher Mitternacht rückt, umso präsenter werden die Erinnerungen an das, was man aus den Berichten der Opfer aus dem Vorjahr kennt: Wie sie verloren in der Menge standen oder mit dem Rücken zum Dom. Wie so viele Männer auf sie zukamen, dass sie dachten, es wären hundert auf einmal. Wie sie sich ekelten vor den gierigen Blicken und dann überall Hände spürten, die sie begrabschten oder in sie eindrangen. Dass die Angst noch immer zurückkommt, und sie dieses Jahr auf keinen Fall in Köln am Dom Silvester feiern wollten. Man sieht sich um, sieht viele Polizisten, auch Polizistinnen, und viele Männer, kaum Frauen, und denkt: eine durchaus verständliche Entscheidung.

Ein Kabarettist nennt Köln „verlogen“ – und wird dafür von Lukas Podolski zurechtgewiesen

In Deutschland ist vieles anders seit jener Kölner Silvesternacht, die Sexualstrafgesetze wurden verschärft, vor allem wird anders über Flüchtlinge nachgedacht und geredet. Viele Menschen haben sich Schreckschusspistolen gekauft und Pfefferspray, die Nachfrage nach dem „Kleinen Waffenschein“ stieg um 63 Prozent. In Köln waren Deutschlands Probleme wie unter einem Brennglas sichtbar geworden. Kölner Prominente – Autoren, Musiker, Schauspieler, Kardinal Woelki – verfassten im Januar 2016 die „Kölner Botschaft“, weil ihnen die Politik nach Silvester zu leise war und zu unbeholfen agierte. Es war eine kluge Streitschrift gegen die Polarisierung der Gesellschaft. Doch irgendwann waren die Kölner genervt von dem Thema, auch weil sie sahen, wie sich die Politiker im Untersuchungsausschuss im Landtag gegenseitig die Schuld für die Silvester-Katastrophe in die Schuhe schoben.

In diesem Januar, wenn die letzten Zeugen gehört sind, dann wird das Bild einer langen Fehlerkette öffentlich werden, das in einem kriminologischen Gutachten schon beschrieben worden ist mit der sogenannten Broken-Window-Theorie: Die Hemmschwelle sinkt, wenn Straftaten ungehindert bleiben.

Das typisch Kölsche, sagt Heike Christiani, die Hobby-Gospelchorsängerin, das sei immer auch die große Toleranz gewesen. Doch diese Toleranz drohe sich zu verwandeln, so hat sie das jedenfalls erlebt im vergangenen Jahr: in eine Ist-mir-alles-egal-ist-ja-eh-alles-schlecht-Haltung. Der deutsch-türkische Kabarettist Serdar Somuncu hat Köln neulich im *Stadt-Anzeiger* als „eine der verlogenen Städte, die ich kenne“, bezeichnet. Vielleicht ist er damit ein wenig zu weit gegangen, doch er hat einen Nerv getroffen. Der Fußballer Lukas Podolski, oberster Herzens-Kölner, beschimpfte Somuncu sogleich mal ordentlich auf Twitter.

Doch die jüngste Silvesternacht, die hat in Heike Christiani etwas bewirkt, und zwar etwas anderes, als man jetzt denken könnte. Es ist 0.30 Uhr, am Hauptbahnhof ist es wieder ruhig, Christiani steht mit ein paar Frauen und ihrem Sohn noch auf der Bühne zusammen, die bunten Lichter scheinen auf den inzwischen leeren Roncalliplatz, in beruhigender Entfernung explodieren ein paar Böller. „Geil“, sagt sie, „geil war's“ Die Leute sind stehen geblieben, sie haben mitgesungen, was Christiani auch deshalb überrascht hat, weil sie ihr eigenes Gesangstalent eher realistisch einschätzt.

Von dem Trübel der anderen Seite des Domes hat sie gar nichts mitbekommen, sie hält kurz inne, als sie davon hört. Dann sagt sie, dass sie junge Marokkaner und Iraker schon verstehen könne, die nach Köln kommen wollen, trotz oder wegen der Geschehnisse der Silvesternacht vor einem Jahr, solange sie unschuldig sind, versteht sich. „Die sollen hier hinkommen“, sagt sie, auf die Bühne, nächstes Jahr. Sie hätten nämlich viel zu viele blonde Sopranistinnen und zu wenige schwarzhaarige Tenöre.

Und noch einen Wunsch hat sie für ihr nächstes Silvester am Dom, es klingt ein wenig arg romantisch, aber warum nicht? Mit Religion hat sie ja nichts am Hut, für Gospel hat sie noch mal ein Auge zuge-drückt, aber eigentlich will sie am 31. Dezember 2017 am Dom stehen und ihr Lieblingslied von John Lennon singen. Imagine all the people/Living life in peace. Man wird ja wohl noch träumen dürfen.